

(Nachdruck verboten.)

39]

## Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Raspar's gute Laune machte die Mahlzeit so heiter, wie seit langer Zeit keine auf dem Hofe gehalten worden. Erst sein Abschied mahnte wieder an die stürmische Zeit, in der man lebte. Er wollte nach Rothenburg zurück, trotz der Gefahr, die ihm drohte, und ließ sich davon auch durch Räthe's Vorstellungen, die ihm das Herz warm machten, nicht abhalten. „Wär's Dir leid, wenn sie mich griffen?“ fragte er sie schlaun. „Nu, sie werden nicht, sie haben wichtigeres auf den Armen. Aber heim muß ich halt, von wegen des Geschäfts. Mein Alter hat jetzt kein Zeit, sich darum zu kümmern, er muß ja im Ausschuss regieren helfen.“ Lachend sprach er die letzten Worte. Er faßte Rätthe um die Hüften und sie küßte ihn rasch auf den Mund, ließ sich aber von ihm nicht festhalten. „Das ist mein Dank,“ sagte sie und entwand sich seinem Arm. „Ein Dank wie Gottes Lohn,“ rief er halb ärgerlich, halb lachend.

Eine kleine Weile nach ihm verließ die Jungfer Apollonia ebenfalls das Dorf. Sie schlug aber nicht den Weg zur Heerstraße ein wie er, sondern beschritt den Fußpfad, der linker Hand durchs Holz nach Endsee führte.

Raspar kam unaufgehalten in die Stadt, in der es gar unruhig herging. In der Nacht waren auf dem Kirchhof zur reinen Maria, zu dem Dr. Deutschlin einst den Judenkirchhof geweiht hatte, dem großen Marterbilde Kopf und Arme abgeschlagen worden. Am Morgen hatten die Müller im Laubertthal das zierlich gothische Wallfahrtskirchlein Unserer lieben Frau zu Kobolzell verwüstet, die schönen gemalten Fenster eingeschlagen, die Altäre und Heiligenbilder zertrümmert und zerlegt und in die Lauber geworfen. Am Nachmittag war in der Stadt selbst Tumult entstanden. Bürger waren in die Häuser der Geistlichen gefallen, hatten sie mißhandelt, etlichen auch den Wein ausgetrunken.

Dann kam die Nachricht, daß zu Mergentheim die Bürgerschaft unter Fritz Wittner sich erhoben hätte und den Hochmeister des Deutschen Ordens in seinem Schlosse belagere, daß das Schloß trotz seiner Festigkeit nicht zu halten sei, wenn Rothenburg nicht Hilfe schickte.

Erasmus von Nuslor reichte das Schreiben mit einem bitteren Lachen dem zweiten Bürgermeister. Hilfe! Woher sollte er Hilfe nehmen? Und während sie noch berietthen — es dunkelte schon —, traf ein Bote des Schultheißen von Endsee ein. Er fandte einen ausführlichen Bericht über das Bauernlager zu Reichartsrode ein. So genau zeigte er sich über die dortigen Vorgänge unterrichtet, daß die Vermuthung nahe lag, er habe seine Spione unter den Bauern. Eben seien ihnen, so schrieb er, die Hinterassen der Junker von Rosenberg und Finsterlohr mit fliegenden Fahnen zugezogen, so daß sie schlecht gezählt 4000 Mann stark seien. Bauern, die sich weigerten, zu ihnen zu treten, zwängen sie dazu, indem sie ihre Häuser plünderten und den Pfarrern die Weinführen abfingen. Auch das feste Haus des Ritters Raspar von Stein hätten sie rein ausgeplündert. Deutemeister, die sie eingeseßt, nähmen aber alle Beute an sich und verkauften sie, und der Erlös käme in eine Kriegskasse, daraus sie Wirthhe, Boten, Lebensmittel und alle Bedürfnisse zahlten. An Leib und Leben sei bisher niemand von ihnen geschädigt worden. In einer kurzen Nachschrift bemerkte der Schultheiß Bernizer, daß, wie er eben erfahre, die aus Rothenburg flüchtige Rätthe Neuffer sich zu Ohrenbach im Hause ihres Bruders aufhalte.

„Wenn er das weiß, warum nimmt er sie nicht gefänglich an?“ rief Konrad Eberhard. „Von dem Verbrechen abgesehen, das die Dirne begangen hat, war sie uns eine Geißel für das Wohlverhalten ihres Bruders. Wir müssen daher trachten, sie wieder in unsere Gewalt zu bekommen.“

„Um dadurch die Bauern noch mehr wider uns aufzureizen. Der Bernizer würde in ein Wespennest greifen, fürcht' ich. Morgen ist auch noch ein Tag, lautet das Sprichwort; sorgen wir nur, daß wir heut' den Kopf oben behalten.“ So entgegnete Erasmus von Nuslor.

Der folgende Tag brachte neuen Sturm. Von ihm ergriffen kam am Morgen Ehrenfried Kumpf mit einigen

Freunden in die Pfarrkirche von St. Jakob, stieß den Priester vom Altar hinweg, warf das Messbuch auf den Boden und jagte die Chorknaben aus der Kirche. Er, der stets vor Gewaltthätigkeiten gewarnt hatte, war um des Glaubens willen selbst gewaltthätig geworden, vielleicht ohne sich dessen vollkommen bewußt zu sein. Andächtig lauschte er der Orgel, die von dem hohen Chor das protestantische Kampfsied durch die Wölbungen brausen ließ:

„Ein feste Burg ist unser Gott.“

Auf katholische Weise wurde derselbe fortan nicht mehr in St. Jakob verehrt, und einige Tage später ward die Marien-Kapelle auf dem Judenkirchhofe dem Boden gleich gemacht.

Die Frommen, die in der Kirche anwesend waren, und seine Freunde gaben Herrn Ehrenfried das Geleit zum Rathshause. Von dem Jüneren Rathe ward er mit manch grimmigem Blicke empfangen. Sie prallten von ihm ab, so siegesfroh und mit jugendlich strahlenden Augen schaute er sich um. Selbst Konrad Eberhard fühlte sich nicht geneigt, ihn anzugreifen, zumal man den Abgesandten der Bauern zu Gebhätel erwartete. Ihr Führer, Leonhard Mezler, selbst überbrachte im Vertrauen auf das freie Geleit die Beschwörden der Bauern, und Stephan von Menzingen trat damit als Obmann des Ausschusses vor den Rath. Das Siegel der Schrift wies eine Pflugchar, über der sich Dreißigstegel und Mistgabel kreuzten, darunter einen Bundschuh mit der Jahreszahl 1525. Ritter Stephan von Menzingen ließ seine großen schweren Augen über die Rathsmitglieder hinrollen und verlas selbst die Beschwördeschrift. Darin hieß es, Beschwernisse, die wider Gott und sein Wort und die Nächstenliebe seien, haben sie, die Bauern, als Brüder vereinigt. Sie seien beladen mit Hauptrecht und Handlohn, mit Steuern und neuerdings mit Klauengeld, Tranksteuer und anderem; sei es doch ein jämmerlich Ding, daß keiner in der ganzen Landwehr eine eigene Kuh haben solle. Und nachdem sie doch alle an einen ewigen, wahren, einigen Gott glauben, mit einer Taufe getauft seien und ein einiges ewiges zukünftiges Leben hoffen, habe der Teufel durch seine tausendfältige List einen großen Greuel in die Christenheit eingeführt, also daß einer des anderen eigen sein solle. Seien doch alle ein Körper, eine geistliche Gemeinde, deren Haupt Christus der Erlöser sei.

Nicht minder beschwert seien sie durch den großen und kleinen Zehnten, und doch seien gar viele Pfarrherren von ihren Pfünden abwesend und thun garnichts, als daß sie ihre Kapläne verursachen, das Volk täglich zu schinden und zu schaben mit ihren Lügen und mit ihrem Menschenod. Die, welche bei ihm die Mühe tragen, wollen sie belohnen; wer aber nicht arbeite, solle auch nicht genießen. Weitere und kleinere Beschwörden, wie unbillige Zölle, wollten sie sich vorbehalten.

„Erbare und günstige Herren,“ sprach darauf Stephan von Menzingen, das Schriftstück auf dem Rathstische niederlegend, „Ihr habet vernommen, wessen sich die armen Leute beschwert fühlen, und zwar, wie ich hinzufügen muß, leider mit vollwichtigem Rechte. Der Ausschuss lebet der Hoffnung, daß Ihr ein Einsehen haben werdet und er hat mich beauftragt, Euch in anbetracht der schweren Zeitläufte seine Vermittelung anzubieten, daß es zu einem friedlichen Vergleich komme. Unsere Brüder, denn als solche betrachten wir die uns durch den evangelischen Glauben verknüpften Bauern, haben unsere Vermittelung angenommen.“

Eine Todtenstille folgte diesen Worten. Während dessen griff der Rathsherr Leonhard Demmer nach dem Schriftstücke; sobald er aber einen Blick hineingethan, warf er es wieder hin, als ob er in Reflexen gegriffen hätte. Er kamte die Handschrift nur zu gut: es war die seines Sohnes Leonhard, des Pfarrverweyers in Leuzenbronn. Nun erhob sich der Bürgermeister Erasmus von Nuslor mit Würde und sprach dem Ausschusse den Dank für die angebotene Vermittelung aus. Es sei der Rath jedoch des Meinens, daß er derselben nicht bedürfen werde, um sich mit seinen Unterthanen in Güte zu verständigen. Die Hornader auf der spiz zulaufenden Stirn des Ritters schwoh die an. Herr Erasmus hatte dessen jedoch nicht Acht, sondern wandte sich zu Leonhard Mezler. Der Rath wolle der Empörung der Bauern und ihres Meineids nicht im

Argen gedenken, wenn sie ruhig nach Hause zögen, sagte er. Er werde ihre Beschwerden überlegen und mit ihnen gütlich rechten vor kaiserlichem Regiment und Reichsammergericht.

Das war, wenn auch in milderer Form, dieselbe Antwort, die bereits Hieronymus Hassel den Bauern zu Gebattel erteilt hatte. Finster schauten die Augen Metzler's unter seinen überhängenden Brauen auf den Bürgermeister. „Wir sind nicht meineidig,“ zischte er, bezwang sich jedoch auf einen Wink Stephan's von Wenzingen so weit, daß er gehaltener hinzugabte, wenn auch ohne jede Demuth, in der sich die Bauern bislang vor den Herren gekrümmt hatten: „Wir wollen alles halten, ehrsame Herren, was nit wider Gott und die Liebe des Nächsten ist, mehr nit!“ Damit entfernte er sich und der Ritter sprach in stolzer drohender Haltung, bevor er ihm folgte: „Der Ausschuß wird des Rath's Antwort erwägen, Ihr Herren!“

„Da haben wir den Drei!“ schnob der beleibte Herr von Winterbach. „Wer anders hat ihn uns eingerührt, als diese gottverdammte Reformation. Das ist der stinkende Pöhl aller Pest.“

Ehrenfried Kumpf schnellte kampflustig empor, jedoch Georg Vermeter legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm, und so begnügte er sich, jenem die Aeußerung hinzuschleudern: „Die Eiche ist's, an der die Schweine ihre Hauer wehen.“

„Und ich frage,“ rief Hassel und schlug mit der Faust auf die grüne Tischdecke, „warum, zum Teufel, haben wir das Angebot des Markgrafen nicht angenommen?“

Erasmus von Ruslor ließ Groll und Aerger eine Weile sich Luft machen. Dann stellte er die Ruhe mit den Worten wieder her: „Als die wilden Barbaren das alte Rom stürmten, da erwarteten die Senatoren sie schweigend auf ihren kurlischen Sesseln. Sie ließen sich tödten, aber sie unterwarfen sich nicht. Wohlan, liebe Herren und Freunde und werthe Kollegen, wir dürfen der Gewalt nicht weichen, und wenn wir gezwungen werden, jetzt den Bauern etwas nachzulassen, so ist's mit Gewalt erpreßt, und wir sind darum nicht verbunden, es zu halten.“

Das gefiel den Herren vom Innern Rathe. Nur Georg Vermeter schüttelte bedenklich den Kopf und Ehrenfried Kumpf erhob sich unmutig, um die Rathsstube zu verlassen. Ein tiefer summender Ton bannte seinen Fuß. Alle lauschten. Kein Zweifel, die große Rathsglocke wurde geläutet, und die Herren schauten einander betroffen an. Sie rief die Bürgererschaft zur Versammlung auf dem ehemaligen Judentirchhof. Ehrenfried Kumpf sprach bekümmert: „Ich habe den Innern Rath gewarnt, als es noch Zeit war. Aber da sei Gott für, daß ich mich von ihm trenne in der Stunde der Gefahr!“ Und er nahm wieder seinen hochlehnigen Stuhl am Tische ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Es ist die Zeit der Ferien und der Abstürze in den Alpen. Gleich vier Unglücksfälle auf einmal wurden neulich aus Innsbruck gemeldet, und täglich erfährt diese Liste ihre Bereicherung. Diesen Umstand machte sich ein Wigblatt zu nütze, um die Verhältnisse in den Berliner Straßen zu kennzeichnen. Trotz der Hochsaison, das sah man auf einem Bilde, bildete es einen berühmten Alpenfragler zu Haus in Berlin. Demn Gelegenheit zu Kletterfahrten und Aussicht auf gefährliche Abstürze hatte er in der Potsdamerstraße reichlich. Wie oft mag wohl im letzten Jahr jede einzelne Stelle der Straße vom Potsdamer Platz bis zur Lützowstraße umgewühlt worden sein! Bequemer und praktischer läßt sich so etwas bei der Berliner Baubehörde absolut nicht machen, und unter einem Jahre thut sie es auch nicht. Jetzt klärt sich die Situation endlich, und es ist Aussicht vorhanden, daß die Arbeit einmal ganz zu Ende gehen wird. Man ahnt schon die neuen Herrlichkeiten, und die Pferde der Straßenbahnen wissen ganz genau, daß hier ein zweiter Kreuzberg entstanden ist.

Es scheint, daß man durch die Erfahrungen bei der Oberbaumbrücke gewarnt ist. Das ist eine Glanznummer der Berliner städtischen Baukunst. Kaum war die Brücke fertig, da sah man, daß ihre Durchfahrten zu niedrig sind. Hochgehende Schiffe können nur mit großer Vorsicht und nur durch das Mittelschiff passieren. Wie immer wußte die Polizei auch hier weisen Rath. Sie klebte einfach „Verlängerungen“ vorn und hinten an die Brücke, daß für hochgehende Fahrzeuge nach beiden Richtungen die mittlere Durchfahrt reservirt bleibt. Nun ist die Frage gelöst. Aber die beiden Zettel prangen da als schlagende Beweise für die Unfähigkeit der Brückenbauer. Es ist, wie wenn ein Arzt versehenlich ein falsches Wein abnimmt: und dann ein Pflasterchen auf die Wunde klebt. Und auch das ist sehr geschick bei dieser Brücke eingerichtet, daß Schiffe, die sie passieren, etwa entgegenkommende Schiffe erst im letzten Moment erblicken können. Sie gestattet nach keiner Richtung hin eine Aus-

sicht. Einen ganzen Signalapparat hat eine Dampfergesellschaft eingerichtet, um den Verkehr zu regeln und die Gefahren, die sonst ihren Dampfern drohen würden, abzuwenden.

Bei unserer Baubehörde ist es eben ein noch unbekannter Gesichtspunkt, daß eine Brücke auch die Bedürfnisse der Schifffahrt zu berücksichtigen hat. Sie setzt in Konstruktion und Ausstattung einfach die Straßen fort und denkt nicht daran, daß der Bau einer Brücke besondere Probleme birgt. Andere „Gesichtspunkte“ und Rücksichten kennt sie dagegen aus dem „H“. In entlegenen Gegenden sind die Brücken in puritanischer Einfachheit gehalten. In gewissen Theilen des Zentrums aber, etwa da, wo man die Brücke vom Schloß aus sehen kann, geht man gleich ordentlich „ran“. Um den schmalsten Spreearm zu überbrücken, werden mächtige granitne Pfeiler in den Fluß gesetzt, so daß den Schiffen nur Löcher zur Durchfahrt bleiben. Man möchte jedesmal, wenn man ein Schiff einfahren sieht, auf der anderen Seite nachsehen, ob es auch wirklich durchkommt. Der massiven Konstruktion entsprechend ist die Ausstattung, die kolossale Einfassung zu beiden Seiten. Es geniert garnicht, wenn diese granitnen Blöcke gleich am Ufer in ein viel leichteres Eisengitter übergeführt werden. Damit aber nicht genug. Die Sache muß durchaus einen monumentalen Anstrich haben. Auf den vier Ecken sind mächtige Pfeiler errichtet — um die leichten Gaslaternen zu tragen. Auf der einen Brücke, die dem Schloß zunächst ist, wird freilich diese Hauptsache nur so nebenbei an Schiffschnäbeln, die zur Seite eingefügt sind, aufgehängt, damit Platz genug zu den Arrangements von Rüstungen und Waffen bleibe, die den Aufbau krönen. Noch ungefügiger sind die entsprechenden Pfeiler aus Sandstein, die sich ein Stück weiter auf der Friedrichsbrücke erheben. Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln — jeden Moment könnte er herunterfliegen — sitzt darauf, und dieses arme Thier ist dazu ausersehen, die Laterne an einem Strick im Schnabel zu tragen. Etwas Groteskeres hätte sich nicht ausdenken lassen, auch wenn man einen Wettbewerb in diesem Sinne ausgeschrieben hätte. Recht sinngemäß ist auch die Deloration der Moltkebrücke. Das nahe Kriegsministerium nöthigte zu einer Verherrlichung des Waffenhandwerks. In den kleinen Buben, die mit Waffen und Trommeln ausgerüstet sind, glaubte man diesem Erforderniß gerecht zu werden. Aber auch hier gab es eine Extraleistung. Die Laternen selbst mußten Schwärmer haben; diese ragen nun über die Seitenlinien in die Luft hinein. Die Köpfe mit Fliegenstöcken sehen sie aus. . . Man könnte dieses Kapitel über Berliner Brücken noch weit ausspannen.

Die Sucht zu prunken liegt freilich im Charakter der Zeit. Erst jetzt erhebt sich ja eine Bewegung dagegen. Aber es ist darum nicht weniger kennzeichnend, daß die städtische Verwaltung hier auf diese Art einging, thut sie es doch nur an solchen Stellen. Es ist derselbe Geist, der sich an dem Denkmalsbau am Schlosse erfreut, der hier gewaltet hat. Von einem „selbstbewußten Bürgerthum“ ist nichts zu spüren. Der freisinnige Magistrat, der auf der einen Seite den Märzgefallenen die bescheidenste Ehrung versagt, ist eifertig dabei, jeden leisesten Wunsch, der auf der anderen Seite entstehen könnte, schon vorher zu erfüllen. Im Thiergarten will er jetzt gerade einen neuen Beweis dafür liefern. Noch stehen in der Sieges-Allee erst vier von den Denkmälern, und schon denkt die städtische Gasdeputation an nichts Bictigeres als an eine „sachgemäße Beleuchtung der dortigen Standbilder“. Gaslicht genügt nicht, elektrisches Vogenlicht muß es sein, und dies zu einer Zeit, wo wichtige Verkehrsgegenstände noch ganz ungenügend beleuchtet sind und die Hauptstraßen im Innern der Stadt durchaus kein elektrisches Licht haben. Dem Thiergarten ist mit dieser Ueberfülle an weißem Marmor noch nicht genug gethan, wenn sie nur am Tage zu sehen ist.

Uebrigens giebt ein Vergleich mit diesen „Denkmälern“ ohne weiteres die Erklärung für die sonst nicht recht zu begreifende Thatsache, daß die Statuen von Helmholz und Siemens auf der Potsdamer Brücke zwar deren Gesichtszüge und Erscheinung, aber nicht die Namen tragen. Sehr einfach. Die Namen und Verdienste der beiden Gelehrten kennt eben jeder, und wer einmal ihre marlanen Züge gesehen hat, vergißt sie nicht wieder. Es brauchte also keine Bezeichnung. Bei den Statuen der Siegesallee aber ist es anders; denn die Helben, die da lonterseit sind, kennt niemand, und den Jungen, die durch eine „moderne“ Volksschule gelaufen sind, konnten die Lehrer beim besten Willen auch nicht mehr beibringen als ihre Namen und Daten — mehr war von ihnen wichtiges nicht zu vermelden. Und man weiß, wie schnell sich so etwas vergißt. Schwere auseinander zu halten sind sie auch; denn sie sehen einander so ähnlich wie ein Schauspieler dem anderen — ihre Namen und Daten mußten also durchaus darunter stehen.

Vor langer Zeit hießen die Deutschen das „Volk der Dichter und Denker“. Die deutsche Bescheidenheit ist sprichwörtlich gewesen. Jetzt ist das längst vorüber, und das Schlimme ist, daß die Deutschen nach keiner Seite hin Maß halten können. Ihre „Bescheidenheit“ hat früher Formen angenommen, die über jedes Maß hinausgingen, ihr erwachendes Selbstbewußtsein äußert sich in Dölpelhaftigkeit und wüster Renommisterei. Das nennt man dann Stärkung des Nationalgefühls. Als ob wir nicht auch darin schon an Ueberproduktion litten, sucht man nach neuen Mitteln, es zu geben. Die „deutschen Nationalfeste“ sind das Neueste auf diesem Gebiete. Es gab noch nicht Sängers-, Krieger-, Turner-, Schützen- u. s. w. Feste genug. Seit etwa drei Jahren geht die Idee um; jetzt nimmt sie greifbare

Gestalt an. Man denke: ein deutsches Olympia! Was die alten Griechen konnten, können wir uns doch schon lange leisten!

Acht Städte stritten um die Ehre, die Festplatzstätte hergeben zu dürfen. Unter diesen war besonders für Kassel ein streitbarer Vordenker erstanden. Eine ganze Broschüre setzte er ein — eine ulla Schrift. Kassel muß es sein; denn hier stehen wir auf dem „urdeutschen, kerndeutschen, ja man möchte sagen: adeligen-deutschen Boden.“ Die Hessen sind die Nachfahren der alten Katten, der einzige Volksstamm in deutschen Landen, der sich von Anbeginn an unverrückt und unverwundet auf demselben Boden erhalten hat — Grimm und Tacitus sind Zeugen für ihre gute Art. Der „Silberbild der Historie“ zeigt uns die wehrhaften Hessen im reinsten Glorionschein; ein paar „dunkle Punkte“ kann man ja leicht übersehen. Die Hessen sprechen das reifste „A“ — was brauchen wir weiter Zeugnis? O doch, eins ist noch zu erwähnen: Der Verfasser war beim ersten deutschen Schützenfest in Frankfurt dabei, da hingen in der Festhalle große Plakate, worauf Warnungen vor den Spielhöllen, den „Schandpfehlen uneres Vaterlandes“, geschrieben standen. Hat es was genügt? Nicht im geringsten; die ganze Korona um die Roulette herum, erzählt er, war „selbstredend grau von den Schützenjoppen, die sich Stund' um Stunde ihre Fortüne (er spricht französisch, um etwas so Gemeines zu bezeichnen!) versuchend um sie drängten.“ Diese Erfahrungen haben den biederen Hessen gewißigt. Auf keinen Fall darf eine „Großstadt“ als Festplatz gewählt werden; denn dann müßten wieder Warnungstafeln vor den „Tingeltangeln und verwandten schlummernden Lokalen“ errichtet werden, und er fürchtet, solche Plakate würden bei den deutschen Jünglingen nicht viel bessere Wirkung haben, als jene Frankfurter. Kassel aber, das liebe gute Kassel lennt so etwas nicht. Der gute Mann! Selbst wenn's so wäre und Kassel beglückt worden wäre, die traurige Erfahrung müßte er nun auch noch machen, daß derlei Institute und Damen das mit dem Mohamme!, gemein haben, daß sie zum Vergessen kommen, wenn der Berg nicht zum Propheten geht. . . .

Es kommt nicht so weit. Das hoffnungsvolle Kassel ist unterlegen. Nicht einmal in die engere Wahl ist es mit seinen ganzen drei Stimmen gelangt. Die Argumente haben nicht gezogen, nicht einmal das letzte. Der Niederwald, eine Stätte bei Rüdesheim, war glücklicher. Nun kann's losgehen. Die Preisausschreiben für die gesammten Anlagen sind soeben erlassen. Anno 1900 werden wir den ersten Streich erleben. Eine ganze Reorganisation des deutschen Volkes, nicht zuletzt „die Förderung sozialen Ausgleichs“, soll davon ausgehen. Das alles steht im Programm. —

### Kleines Feuilleton.

—w—. Der beste Lehrmeister. Er schob einen Kinderwagen. Es ging recht langsam durch den weichen Sand. Und er konnte nur mit der einen Hand schieben, weil er an der anderen den kleinen Jungen halten mußte. Mit einer heftigen Anstrengung brachte er das Gefährt einen kleinen Abhang hinauf; unter der dürren Akazie lagerte er sich mit den Kindern. Dem Jungen gab er ein Brötchen und das Kleine nahm er auf den Arm. Ueber die braungrüne Heide sah er, hinter dem glatten Bahndamm der schwarze, schweigende Wald, darüber graue Wolkensegen. So stand er lange.

Da ging ein anderer Mann an ihm vorbei. Sie starrten einander in die Augen. Dann sagte er zu dem Vorübergehenden:

„Nun, Herr Arnold?“

Arnold trat auf ihn zu: „Guten Abend, Herr Steiner! Sind Sie's wirklich?“

Beide sahen verwundert und verlegen aus. Keiner kam dem Andern so recht herzlich und offen entgegen. Da nahm Arnold den Jungen hoch und fragte ihn: „Wo ist denn Deine Mama?“

„Die kommt gleich.“ . . . „Ja, sie muß nur zu Hause noch ein bißchen sauber machen. . . abwaschen“, flügte Steiner hinzu. „Ja, ja, sie muß jetzt alles selber machen. Es ist nicht mehr so mit uns wie früher. Ich habe das Geschäft vor drei Monaten aufgeben müssen. Plötzliche Verluste. . . na, Sie können sich das ja denken.“

„Aber das Sie so. . .“

„Ach. . . mit den Kindern. . . das macht mir gerade Spaß. Nun habe ich sie doch erst. Früher hatte sie mal die Amme, dann das Kindermädchen, und so ging's in lauter fremden Händen umher.“

Ein Zug kam auf dem Bahndamm vorbei.

„Nun, ist es Ihnen nicht sonderbar, hier, auf dem dürren Boden stehen zu müssen, während diese dort an das frische Meer fahren?“

„Ach, Sie meinen, ob ich noch so denke wie früher? . . . Ja, da hatte ich immer den großen Mund: „Wem's nicht gut geht, der hat selber schuld.“ Wer nicht verzeihen kann, mag sorgen, daß er das nötige Geld dazu schafft.“ . . . Es ist schon richtig. . . man muß selber am Bahndamm stehen bleiben müssen, wenn die Andern hinausziehen.“ Steiner zeigte auf die kleiner und kleiner werdenden roten Schlupfaternen: „Was, Junge, das ist von heute ab unsere Farbe. . . Das Unglück öffnet so manchem erst die Augen.“ — In sein überarbeitetes, abgemagertes Gesicht zogen sich tiefe Schatten: Müdigkeit, Schmerz. Nur langsam ward es heller, und da war eine Felle mehr: Kampflust und Born. —

— Schiffs-Gerippe. Den Anblick, den die Wracks des Geschwaders Cerbera's vier Tage nach seiner Vernichtung darboten, schildert ein amerikanischer Bericht folgendermaßen: An der kubanischen Küste liegen die zertrümmerten Schiffskolosse des spanischen

Geschwaders; die Ueberbleibsel des vor kurzem noch so stolzen Cerbera'schen Geschwaders. An der Einfahrt zum Hafen von Santiago liegt die „Reina Mercedes“, die am Abend des 3. Juli zum letzten Male ihren Schiffsrumpf über dem Wasser erhoben hat. Weiter westlich, fünf Meilen vom Hafen, liegt ein Torpedoboot-Zerstörer, auf den Klippen nahe am Ufer festhängend, eine Beute der gegen den Rumpf anstürmenden Brandung. Von dem Schiffsrumpfe selbst ist fast nichts zu sehen. Die vor dem Schiff aus dem Wasser ragenden Klippen verdecken es fast ganz, und nur die Mastspitzen zeigen an, daß dort ein Kriegsfahrzeug als hilfloses Wrack auf dem Strande liegt. Von der See aus sichtbar, ein paar Meilen hinaus, liegen in einer von Klippen gebildeten Einbuchtung die Trümmer der Zwillingskreuzer „Infanta Maria Teresa“ und „Amirante Oquendo“, früher der Stolz der spanischen Marine. Weiter hinaus fällt das Wrack der „Biscaya“ ins Auge, und 42 Meilen von Santiago entfernt liegt die „Crisobal Colon“ hilflos auf der Seite, mit ihren Schornsteinen gänzlich unter Wasser. Die „Infanta Maria Teresa“ und die „Amirante Oquendo“ haben sich auf den Klippen festgelegt; die Schiffsrumpfe steigen fast senkrecht in die Luft, alles, was von ihnen übrig geblieben ist, ist der Schiffsrumpf, nicht mehr als altes Eisen. Die Panzerplatten sind vollständig abgerissen und verbogen. Von innen nimmt sich das Zerstörungswerk noch graufiger aus. Kessel, Maschinen Magazine sind in eine unkenntliche Masse verbogenen und geschmolzenen Eisens und Stahls verwandelt. Explodierte Bomben, durch die Feuersgluth vollständig verbogene Gewehre und Revolver, Stücke von Messing, Gold- und Silbermünzen, alles durch die Gluthitze geschmolzen und verbogen, eine fast unkenntliche Masse bildend, liegen im Schiffsrumpfe umher, ein graufiges Bild der Zerstörung. Erhöht wird das schreckensvolle Bild noch durch die in dem Wasser innerhalb der Schiffsrumpfe auf- und niedertanzenden zerstückelten und verbrannten Leichen hunderter Soldaten. Das Innere des Schiffsrumpfes nimmt sich wie ein lebendig gewordener Kirchhof aus. Kasovögel warten begierig darauf, daß die See ihre Opfer auswirft. Mitunter werden Theile menschlicher Körper aus Land gespült. Ueber der ganzen Szene lagert es wie Tod und Zerstörung. —

### Literarisches.

n. Hans Roeder: „Frei Licht“. Heitere und ernste Geschichten. Berlin 1898. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. — Die dritte der sechs kurzen Erzählungen „Das Gasthaus zum hungrigen Lamm“, ist vor längerer Zeit im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ abgedruckt worden. Der Verfasser hat für menschliche Schwächen ein scharfes Auge. Mit Vorliebe zeichnet er jene schlau berechnenden Biedermänner, die unter der Maske der Treuerzigkeit und Harmlosigkeit die Dummheit oder Gutmüthigkeit ihrer lieben Nächsten ausbeuten. Ganz ohne Uebertreibungen geht das allerdings nicht ab; im allgemeinen aber scheinen die Personen gut portrairt zu sein. Die beiden kürzesten Geschichten haben einen tragischen Inhalt. Gegen die anderen vier, in denen Humor und Ironie den Grundton bilden, fallen sie indessen ab. Der Verfasser besitzt auch eine so leichte Hand, er schreibt einen flotten, beinahe zu flotten Stil auf Kosten der Disposition. Aus diesem Grunde steht der Schluß gewöhnlich gegen den Anfang der Erzählungen zurück. —

### Medizinisches.

—ss.— Die Kupfernase und ihre Behandlung. Die Aerzte sind heute nicht mehr so grausam wie jener Wigbold, der einem Manne auf seine Erkundigung nach einem Mittel gegen eine rothe Nase antwortete: „Trinken Sie, bis sie blau wird!“ Zumal eine rothe Nase nicht immer als gerechte Strafe begangener Sünden betrachtet werden kann, ist es wohl anzuerkennen, wenn die ärztliche Kunst der Neuzeit den so jammervoll Entstellten wieder zu einem normalen Gesichte verhilft. Ueber eine neue Behandlung der Kupfernase veröffentlicht Dr. Blöbaum aus Köln in der „Deutschen Medizinischen Zeitung“ einen bemerkenswerthen Aufsatz. Die Aerzte des Alterthums wußten zwar noch keinen Rath gegen dieses Uebel, aber den alten Dichtern war dasselbe schon wohlbelannt und wurde als eine Strafe von Bacchus oder Venus auf übermäßige Guldigungen der von ihnen dem Menschen gewährten Freuden bespöttelt. Unser Volkswund geht mit diesen bedauerlichen Mißgestalten nicht zarter um, die Bezeichnungen Schnapsnase, Weinnafe, Pulver- und Kartoffelnase sind an der Tagesordnung, und Namen wie Kupfernase, Burgundernase und Pfundnase haben sich sogar in den Vortrags der Medizin eingebürgert. Im vorigen Jahrhundert hielt man diese Krankheit für eine Entzündung der Talgdrüsen, bis Gebra 1845 darauf hinwies, daß die rothe Nase in einer Wucherung der Gefäße und Zellengewebe besteht. Man kann drei Grade der Krankheit unterscheiden: zunächst verbreitet sich eine gleichmäßige Röthe über die Nasenspitze, sodas die Kranken und andere wohlmeinende Leute glauben können, die Nase wäre erfroren. Anhaltende Verdauungsstörungen scheinen bei vielen Personen beiderlei Geschlechts die Entfärbung rother Nasen zu begünstigen, ebenso das Tragen unzuweckmäßiger Brillen oder Zwicker. Bei denen, die dem Genuße geistiger Getränke im Uebermaße fröhnen, nimmt die Nase bald weitere Dimensionen an und dehnt sich in die Form einer Birne aus. In dieser Verfassung bleibt die Nase oft monate- und jahrelang, dann kehrt entweder die normale Form zurück oder die Entfärbung entwickelt sich weiter. Im zweiten Stadium entfleht auf der Nase

noch Knoten von lebhaft rother Farbe, und ihren Höhepunkt erreicht die Krankheit durch die Entwidlung lappiger Geschwülste, durch die die Nase gelegentlich bis zur Größe einer Nannessaust aufschwillt und dann als Fundnase bezeichnet wird. Zuweilen bekommt sie auch das Aussehen der Fleischwarze des Truthahns und wird dann in westfälischer Mundart als „Schmüdderprüdel“ bezeichnet. Uebermäßiger Alkoholgenuss ist die bekannteste Ursache der Kupfernasen, und deren Aussehen ist noch nach der Art der bevorzugten Getränke verschieden. Weintrinker werden meist mit einem lebhaft gerötheten Knoten bestraft. Branntwein beschenkt seine Liebhaber vorwiegend mit dunkelblauen und glatten Nasen, die richtige Fundnase ist aber den Bieräussern vorbehalten. Durchaus nicht immer jedoch ist die rothe Nase ein Zeichen von Alkoholmissbrauch, sie kann auch aus anderen sehr verschiedenen Ursachen entstehen; insolge von Bleichsucht, auch nach Kaltwasserkuren, nach Behandlungen mit Jodkali, insolge von Krankheiten im inneren der Nase, auch wird die Kupfernase bei besonders begeisterten Aneippianern gefunden. Früher wurden zur Beseitigung der Krankheit Blutegel an die Nasenlöcher gesetzt, Brechmittel und Arsenik gegeben u. s. w., aber ohne großen Erfolg. Dr. Blöbaum benutzte dagegen die galvanoplastische Glühnadel, die er möglichst weit am Knochen entlang in die Nase schiebt und noch glühend wieder zurückzieht. Er hat auf diese Weise eine echte Kupfernase in drei Monaten geheilt. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Ein gefährliches Unkraut ist die zypressenähnliche oder zypressenblättrige Wolfsmilch. Nach meinen Beobachtungen, schreibt Dautler im „Praktischen Rathgeber im Obst- und Gartenbau“, ist dieselbe der Zwischenträger des Erbsenrostes. Dieser häßliche Pilz hatte mehrere Jahre meine Erbsenbete zum frühen Absterben gebracht, als ich verzog und nun einige Jahre davon befreit blieb. Die Wolfsmilch ist hier selten vertreten. Durch Blumen, die ich aus meiner früheren Heimath bezog, aber nichtete sie sich vor 2 Jahren im Garten ein, und im letzten Jahre hatte ich wieder Erbsenrost. Dadurch aufmerksam geworden, habe ich wohl 30 Gärten besucht und gefunden: „Wo Wolfsmilch, da mehr oder weniger Rost, wo keine Wolfsmilch, auch kein Erbsenrost“. Natürlich ist die Anwesenheit in benachbarten Gärten genügend, auch Gärten anzustecken, die an sich von der Pflanze frei sind. Ja, noch mehr! Auch der Runkelrübenrost scheint dieselbe Wolfsmilch als Zwischenträger zu benutzen. Der Verkauf der Uebertragung (Winter- und Sommer-sporen) scheint in ähnlicher Weise, wie die Uebertragung des Gitterrostes auf Birnen durch den Sadebaum zu erfolgen. —

**Physikalisches.**

— Das Leuchten der Glühstrümpfe. Ueber die Ursache des Leuchtens der Glühkörper sind von Physikern und Technikern schon verschiedene Ansichten geäußert worden, aber sichergestellt ist sie bis heute nicht. Bemerkenswerth ist, daß die Lichtwirkung dann am größten ist, wenn auf einem an sich nicht besonders leuchtenden Strumpf gewisse Oxyde in geringer Menge fein vertheilt sind, z. B. auf Thonerdestrümpfen etwa 1 pCt. Ceroxyd. Drobach erklärt diese Thatfache damit, daß zur Erzielung des höchsten Lichteffektes die Wärmeabstrahlungen der Flamme und des Glühkörpers in einer gewissen Uebereinstimmung stehen müssen. Er vergleicht diese Beziehung mit der von zwei Stimmgabeln, von denen die eine die andere nur dann zum Mittönen bringt, wenn die Schwingungen beider gleich sind oder doch in einem einfachen Zahlenverhältnisse stehen. Wenn man von einer Stimmgabel nur eine ganz geringe Menge abseilt, wird die Uebereinstimmung aufgehoben, aber durch Ankleben eines Wachsstückchens wieder hergestellt. Das Ceroxyd entspricht gewissermaßen dem Wachsstückchen, indem es bewirkt, daß der Glühstrumpf die gleichen Schwingungen ausführt wie die Flamme und dadurch in das stärkste Leuchten versetzt wird. —

**Meteorologisches.**

— Ein St. Elmsfeuer konnten am Abend des 19. Juli die Bewohner von Schivelbein beobachten. Nach vorangegangenen Regengüssen lagerte eine mächtige dunkle Wolke bei völliger Windstille regungslos in geringer Höhe über der Stadt. Plötzlich bligte von der unteren Seite des Knauzes des Schloßthurmes ein helles Licht auf, ein eben solches zeigte sich auch an der den Knauz noch überragenden Wetterfahne. Es waren nicht kleine Fünflinchen, sondern Lichter in der Form und Größe mäßiger Stäbchen, dabei vollkommen ruhig. Abweichend von dem bläulich-weißen Glanze des elektrischen Lichtes herrschte bei dieser elektrischen Ausstrahlung eine gelbliche Färbung vor. Diese Färbung fand aber ihre Erklärung in der intensiven Beleuchtung durch ein selten schönes Abendroth, welches tief am westlichen Himmel unterhalb der dunklen Wolke und durch diese in seiner Wirkung verstärkt flammte. Keine elektrische Entladung durch ein Gewitter war vorangegangen, und das war wahrscheinlich der Grund des Phänomens. Die Wolke war mit Elektrizität von hoher Spannung geladen, dabei erleichterten keine niederfallende Regentropfen den momentanen Ausgleich der Elektrizitäten von Wolke zur Erde durch den Blitz, deshalb erfolgte die langsame und stille Entladung. Die seltene Erscheinung dauerte etwa 20 Minuten. —

**Technisches.**

1. Die älteste im Betrieb befindliche Dampfmaschine. Eine Dampfmaschine, die allgemeines Interesse ver-

dient, befindet sich im Besitz der Birmingham-Kanalschiffahrtsgesellschaft. — Sie ist 1777 von Watt und Bolton geliefert und lief bis 1897, also 120 Jahre, in ununterbrochenem Betrieb an derselben Stelle. Im laufenden Jahre ist sie für einen anderen Betrieb als Reservemaschine an anderer Stelle aufgestellt. — Es ist eine einfach wirkende Balanciermaschine von 32 Zoll Cylinderdurchmesser und 8 Fuß Hub. An jedem Ende des hölzernen Balanciers greift ein Kolben mit einer Kette an, die sich auf ein Kreissegment auf- und abwickelt. —

**Humoristisches.**

— Schnell geholfen. Gemeindevorstand: „... Ja, Leutl, da hilft nig! Die Fremden kommen nimmer — die Badquelle ist und bleibt versiegt!“

Bauer: „Dös macht nig! Da thum wir einfach unsre Mithaufn fort — nacha san ma' a' Klimatischer Kurort!“ —

— An sich selber irr. Professor (nachdem er wieder einmal im Streite mit seiner Gattin den Kürzeren gezogen): „Jetzt möcht' ich doch wissen, wozu ich eigentlich seit siebenundzwanzig Jahren das Cherecht vortrage?“ —

**Variante.**

Mei' Schaz is a' Radler,  
 W' Radler muaz' 's sein!  
 S' Rad g'hört den Gläub'gern,  
 Doch der Radler g'hört mein! (Flieg. Bl.)

**Vermischtes vom Tage.**

— Aus Schem vor dem Arbeitshause sucht ein Mann, der in Forst als Bettler aufgegriffen wurde, den Hunger tod. Seit acht Tagen verweigert er beharrlich die Annahme jeglicher Speise, nur zuweilen neigt er die Lippen mit einem Trunk. Er wurde in das städtische Krankenhaus gebracht. Er ist viel in der Welt herumgeirrt, diente auch in der Fremdenlegion in Alger. —

y. Ein Doppelfernrohr für die Hamburger Sternwarte wird gegenwärtig in einer Maschinenfabrik in Wetter a. d. Ruhr angefertigt, wie es bisher noch nie in Europa gebaut wurde. Er hat eine Länge von 11 Metern. Die Gesamtlosten sollen auf über eine Million veranschlagt sein. —

— In den Waldungen bei Allen-Grabow fand ein Zusammenstoß zwischen zwei Förstern und mehreren Wilderern statt. Ein Förster blieb tödt an Place, der andere wurde schwer verwundet. Einige von den Wilderern wurden nur leicht verletzt, sodas sie sämmtlich entkamen. —

— In der lithauisch-polnischen Grenzbevölkerung in Ostpreußen wird immer noch am Johannisstage die sogenannte „Sterbeblume“ gesammelt. Für jedes Familienglied wird ein Pflänzchen unter die Balken des Hauses gestekt; demjenigen, dessen Blume zuerst verwelkt, steht noch in demselben Jahre der Tod bevor. In der Familie eines Besitzers zu B. nahm sich die 19jährige verlobte Tochter den Orakelspruch der Pflanze so sehr zu Herzen, das sie ihr Geiist plötzlich umnachtete, sodas sie in eine Heilanstalt für Geisteskranke gebracht werden mußte. —

— Bei Klosterneuburg, in der Nähe von Wien, wurden die Leichen zweier Mädchen aus der Donau gezogen, die mit Taschentüchern aneinander gebunden waren. Die beiden Freundinnen hatten sich von einer Karrenlegerin wahrtragen lassen. Diese hatte ihnen erklärt, sie würden vereint den Tod in den Wellen suchen. Unter dem Eindruck dieser Prophezeiung schienen die Mädchen den Selbstmord verübt zu haben. —

— Im Fünfkirchener Komitat haufte ein schweres Unwetter. In Szampa schlug der Blitz in das Wohnhaus eines Fleischhauers, tödtete den Besitzer und seine Frau und verwundete mehrere Personen. —

— Eine Reihe von Kirgisendörfern wurden durch Wollenbrüche weggespült. Vierzehn erwachsene Kirgisen und zahlreiche Kinder sind ertrunken. Ganze Viehherden kamen um. —

— Deutsche Glasbläser werden auf Einladung des Emirs von Afghanistan nach Kabul reisen und dort eine Glashütte einrichten. —

— Der Peterspfennig hat im Monat Juni um 300000 Franks abgenommen, da aus Spanien und Zentralamerika keine Spenden einliefen. —

— Ein chinesischer Mörder flüchtete in San Francisco vor den Polizisten in das Lager einer Sprengstofffabrik, verschanzte sich zwischen Pulverfässern und drohte den verfolgenden Polizisten, er werde, falls sie sich ihm näherten, durch einen Revolverchuß einen Vorrath von mehreren Tonnen Pulver in die Luft sprengen. Eine große Anzahl Polizeimannschaften hielt die ganze Nacht Wache, bis sie glaubten, der Chinese sei eingekickt. In dem Augenblick jedoch, da sie Hand an ihn legten, knallte ein Schuß, das Magazin flog in die Luft und sämmtliche Gebäulichkeiten auf eine englische Viertelmeile in der Runde wurden zerstört. Der Chinese und sechs Polizisten fanden ihren Tod. Vier andere Männer und zwei Frauen wurden verletzt, zwei darunter schwer. —

— Bei Kanowna in Westaustralien ist ein 1636 Unzen wiegender Goldklumpen aufgefunden worden. Der Werth desselben wird auf 130000 M. geschätzt. —